



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik : 6. England in Südafrika

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

in Deutschland leider nun schon seit vier Jahren beinahe völlige Windstille herrscht. Ja es sollte uns nicht wundern, wenn gerade diese Vorschläge den Verfasser des Entwurfs, trotz seines Artikel 93, bei den Hamburger Nachrichten oder bei dem Freiherrn von Stumm in den Geruch brächten, ein verkappter Sozialdemokrat zu sein.

Wir sind weit davon entfernt, für Deutschland schon heute einer Reform unsers Strafgesetzbuchs das Wort zu reden. Unser Strafgesetzbuch ist nicht so schlecht, daß, eine vernünftige Handhabung vorausgesetzt, eine große Nation unter ihm nicht im Schutze eines vollkommen gesicherten Rechtsfriedens und zugleich eines leidlichen Maßes von bürgerlicher Freiheit leben könnte. Ganz gewiß sind gerade die neuesten gesetzgeberischen Versuche auf strafrechtlichem Gebiete nichts weniger als einladend, schon jetzt zu einer Reform im großen Stile zu schreiten. Wenn aber einst die Zeit gekommen sein wird — und der unselige Gang der deutschen Strafrechtsprechung zu der von der Wissenschaft des Strafrechts einmütig verpönten extensiven Gesetzesauslegung wird das Herannahen dieser Zeit beschleunigen —, so wird der Schweizer Entwurf, als Ganzes betrachtet, das Verdienst behaupten, neuen und doch zugleich uralten, wahrhaft gesunden und gerechten Anschauungen auf einem so wichtigen Gebiete in mustergiltiger Weise Bahn gebrochen zu haben.



Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik

6. England in Südafrika



üdafrika hat nicht die Größe und Selbständigkeit Australiens und Kanadas. Man kann es höchstens mit einer politischen Halbinsel vergleichen, die im Westen von deutschem und im Osten von kapholländischem Gebiet umfaßt ist. Aber diese Halbinsel ist ein kleiner Teil eines größern Ganzen, in dem sie eine durch aufgeschlossene Lage an der See, durch Ackerboden, Erzeichtum und gemäßigtes Klima ausgezeichnete Stellung einnimmt. Solange das geschichtliche Gesetz in Geltung bleibt, und tief begründet ist es, daß die Tropenländer von den Ländern der gemäßigten Zonen aus wirtschaftlich ausgebeutet, in der Kultur beeinflusst und politisch geleitet werden, wird Südafrika gegenüber dem übrigen Afrika die Stellung beanspruchen, die Nordamerika gegen Mittel- und Südamerika, allerdings unter viel günstigeren Verhältnissen, und das südliche gegen

das nördliche Australien bereits behauptet. Die Art, wie sich Südafrika gleichwie im Fluge die großen Gebiete nördlich bis zum Tanganjika angeeignet hat, deutet darauf hin, daß es diese Gunst seiner Lage ganz versteht, und die Versuche, hinter Deutschostafrika herum eine Verbindung mit den Niländern herzustellen, und die Hezereien gegen die Buren und gegen Portugal machen bereits den Eindruck von Anläufen zu einer panafrikanischen Politik, für die freilich die geschichtlichen und völkerkundlichen Bedingungen einstweilen noch nicht so gegeben sind, wie die „Reichspolitiker“ an der Themse und am Kap wünschen und zum Teil vielleicht glauben. Südafrika hat vor allem nicht eine so rein englische Geschichte wie Australien oder der ganze Westen von Kanada. Vor hundert Jahren kolonisierte hier nur Holland. Holländisch, mit eingesprengten Deutschen und Franzosen, war die Bevölkerung, die sich mit der Waffe in der Hand den Engländern widersetzte, als sie in den napoleonischen Kriegen das Kap besetzten, dessen Wert für die Besitzer Indiens schon damals so sehr außer Zweifel stand, daß sie es 1815 dem Dranier nicht zurückerstatteten, der es 1795 auf Zeit unter ihren Schutz gestellt hatte. Die Abneigung der weißen Bevölkerung gegen die Engländer erwiderten diese mit empörendem Mißbrauch der Gewalt, die sie in den Händen hatten. Sie spielten die von der Natur zum Dienen geschaffnen Hottentotten und Kaffern gegen ihre holländischen Herren aus, hoben ihre Sklaverei auf, die nur eine häusliche und mit der westindischen nicht zu vergleichen war, und bemäßen die Entschädigungen so unbillig und knüpften sie an so demütigende Bedingungen, daß viele Buren ihre Sklaven ohne weiteres freiließen und ins Innere, über die englische Sphäre hinaus zogen. Das war der Anfang der Treks, die die Buren nach Natal, dem Dranjefreistaat und Transvaal, ja bis in die Gebiete der Portugiesen (Humpata im Binnenlande von Mossamedes) und in das deutsche Schutzgebiet (Grootfontein) geführt und die bunte politische Gliederung des heutigen Südafrika geschafft haben. Die Engländer trieben sie immer weiter. Sie gaben den Farbigen die Freizügigkeit, die, zu ihrem Heile, die Buren ihnen versagt hatten, und schufen dadurch ein zuchtloses, halbnomadisches Proletariat, das diesen, die einsam auf ihren Höfen wohnten, bedrohlich wurde. Selbsthilfe gegen die Belästigungen der Farbigen wurde unmöglich. In Europa wurden zu derselben Zeit die Buren als eine zurückgebliebne, eigensinnige, hartherzige Bevölkerung verschrieen. Die englische Reiselitteratur und Tageschriftstellerei hat ihr möglichstes gethan, um diese Auffassung zu befestigen. Und wie es nirgends auf der Welt eine von Engländern aufgestellte Thorheit gegeben hat, die nicht ein dummer (wenn auch gelehrter) Deutscher nachgebetet hätte, so ist es auch hier gewesen. Unser Urtheil über unsre Blutsverwandten machte sich von dem englischen Vorurtheil abhängig! In England haben erst die Niederlagen, die die verachteten Buren den Engländern 1881 beibrachten, als diese von Natal aus nach dem Transvaal vor-

dringen wollten, einer richtigern Auffassung von dem Wesen dieser vortrefflichen, loyalen, freiheitsliebenden Kolonisten Bahn gebrochen. In Deutschland hat man sie leider erst zu derselben Zeit etwas näher zu beachten begonnen, und erst jetzt, wo es nach menschlichem Ermessen zu spät ist, begreift man, was sie für eine großgedachte deutsche Kolonialpolitik hätten sein können.

Der Bur spricht in seinem Namen seine Eigentümlichkeit vollständig aus. Er will der Bauer im Lande sein, unabhängig auf seiner eignen Scholle, die womöglich so groß sein soll, daß er sich mit keinem Nachbar nahe berührt, unumschränkter Herr seines Hauses und seiner Diener, nur seinem Gewissen verantwortlich, über sich niemand anerkennend als den Gott seiner Väter, an dem er mit immer gleichem, strengem Glauben hält. So ist er sich selbst genug, ein echter Aristokrat, der alles hat, was er braucht, und seine Unabhängigkeit zu verlieren fürchten würde, wenn er nach anderm strebte. Ungleich seinem niederdeutschen Vorfahren zeigte er wenig Neigung zum Handel. Man findet auffallend wenig holländische Namen unter den großen Firmen der Kapstadt oder Port Elizabeths. Den jeden Engländer unablässig treibenden Wunsch, „seine Lage zu verbessern,“ verachtet er. Daher auch sein Festhalten am Lande, das er vortrefflich kultivirt, ohne gern Neuerungen einzuführen. Es ist in dem, was er Vaterlandsliebe nennt, mehr als gewöhnlicher Patriotismus. Er denkt nicht daran, sein Land zu verlassen, während der Engländer Geld macht und dann abzieht.

Wer erkennt hier nicht die Charakterzüge des deutschen Bauern von der Elbe bis zu den Alpen? Leider fehlen auch nicht die Schwächen und Fehler. Ich nenne nur die in der politischen Geschichte der südafrikanischen Buren so oft wirksam gewesene Schwerfälligkeit und Kurzsichtigkeit. Wie lange hat es gedauert, bis sich die beiden auf einander angewiesenen Burenfreistaaten, der Dranjestaat und die Südafrikanische Republik, aneinanderschlossen! Wieviel bauernhaftes Mißtrauen war da zu besiegen! Erst 1889 geschah der Zusammenschluß. Der Mangel weitblickender, den Verhandlungen mit England und andern europäischen Mächten gewachsener Staatsmänner hat die Entwicklung beider Gemeinwesen gehemmt. Ein einziger unfähiger Mann wie Burgers hat der Südafrikanischen Republik innen und außen großen Schaden gebracht. Wenn wir Deutschen uns vorwerfen müssen, daß wir nicht früh genug die politische Bedeutung der Buren für unsre afrikanische Stellung erkannt haben, so dürfen wir doch auch nicht verschweigen, wie engherzig ablehnend, oft geradezu gehässig sich die Kapvölker gegen die deutschen Einwanderer verhielten, wie wenig von dort aus geschah, die Teilnahme Deutschlands zu erwecken.

Die heutige Stellung Englands zu Südafrika bietet dem Beobachter der Politik und der öffentlichen Meinung des Inselvolks viel Interessantes und Lehrreiches. Der ermattenden Teilnahme für afrikanische Dinge ist eine fast

leidenschaftliche Erregung gefolgt. Ein Eckstein soll in den Bau des südafrikanischen Reichs eingesetzt werden, das vor zehn Jahren selbst den englischen Staatsmännern zur Last war. Es giebt Leute, die behaupten, wenn Deutschland damals gewollt hätte, würde es feil gewesen sein. Ich glaube das nicht. Aber Südafrika war damals wirtschaftlich gesunken, die Einwanderung und Kapitalanlagen hatten den tiefsten Punkt erreicht, und die für England nicht ehrenvolle Lösung des Konflikts mit der Südafrikanischen Republik hatte einen Stachel hinterlassen, der übrigens heute noch ebenso feststeht, und an den man auch denken muß, wenn man die Politik Englands in Südafrika verstehen will. In England ist Südafrika als die am schwierigsten zu regierende Kolonie bezeichnet worden, „das Grab des guten Rufes“ der Staatsmänner, die sie leiten sollten, und die in der Regel in Ungnade heimgekehrt sind. Der erste Grund liegt in dem geschichtlich gewordenen Verhältnis der beiden einander in Abneigung gegenüberstehenden germanischen Stämme. Sie haben einander in einer hundertjährigen Berührung nicht verstehen lernen können. Bis vor wenigen Jahren stand eigentlich ganz Südafrika im Schatten des Vorurteils. Zu den beliebtesten Gegenständen, an denen der Globetrotter seine witzelnde Kritik übt, gehört sogar jetzt noch die Kapstadt, die ihm nicht genügend anglicisiert oder vielmehr amerikanisiert ist. Es liegt zuviel Geschichte in diesen massiven, stillen, in sich gekehrten Steinhäusern aus der holländischen Zeit. Wie kann eine Stadt dieses erst zu seiner verheißenen Größe ringenden Afrikas geschichtlich sein wollen? Nur die langweilige Gleichförmigkeit und Breite der neuesten australischen Städte scheint ihm hierher zu passen. So ärgert auch den englischen Politiker der Anspruch der Kapstädter, etwas andres zu sein als der Angelsachse, der derselbe in Europa, Amerika oder Australien ist, er wird ungeduldig, er fühlt aus irgend einem nicht genaueren Grunde seine Überlegenheit bedroht, ohne deren Gefühl ihm das Leben schal ist. Der Bur ist der alte Herr, der Engländer der neue. Wenn nach einem Besitzwechsel der alte Herr nicht gleich abdanken will, muß er dem neuen immer unbequem werden, zumal wenn er nicht völlig den Anschein meidet, daß er auf den Wiedereintritt in seinen Besitz hofft. Die holländische Familie hat in Südafrika durchschnittlich doppelt soviel Kinder als die englische, und der Holländer hat sich nicht bloß körperlich, sondern auch seelisch in Afrika akklimatisiert. Der Holländer, dessen Ahnen vor sechs oder acht Generationen eingewandert sind, hat das aristokratische Gefühl, das man überall in ältern Kolonien, z. B. in Neuengland oder im hugenottischen Südkarolina, noch stärker entwickelt findet als in den alten Ländern, außerdem ist fast jede ihrer Familien in ganz Südafrika verwandt, befreundet, kurz heimisch oder richtiger beheimatet. Der Engländer fühlt das mit einem gewissen Neid, und dieses Gefühl ist ihm fatal. Er ist eben nicht so daran gewöhnt wie wir. Dazu kommt nun seit dem Transvaalkriege das Gefühl der Niederlagen. Die

Namen Langs Neck, Ingogo und Majuba Hill sind nie vergessen worden. Wenn man sie auch hätte vergessen wollen, wie war es möglich, da die vorher so zurückhaltenden, fast scheuen Buren plötzlich den Kopf höher zu tragen anfangen? Die Engländer erklären die Hinnahme der drei Niederlagen ohne Versuch, die Scharte auszuweizen, mit dem Telegramm, das Gladstone gleich nach dem Gefecht auf dem Majuba Hill an den Gouverneur des Kaps sandte: „Wir haben den Buren Unrecht gethan. Machen Sie Frieden.“ Damit enthüllen sie unwillkürlich die Hauptursache ihrer eignen Unzufriedenheit mit den Dingen in Südafrika: sie wissen, daß das Unrecht gegen die Buren nicht bloß in Transvaal begangen wurde, sondern es hat sich von der ersten Annexion an vergrößert und wird fortdauernd Unfrieden gebären. Die Buren sind, bis im Jahre 1852 im Sand River-Vertrag die Unabhängigkeit der über den Oranjesfluß hinausgewanderten anerkannt wurde, schlechter als die Kaffern behandelt worden. Wie ihnen Natal und später noch das Diamantengebiet abgenommen wurden, ist empörend zu lesen. Heute wagt kein Engländer die Schlechtigkeiten zu verteidigen, die an ihnen begangen wurden. Man lese ihre Darstellung in dem südafrikanischen Kapitel von Anthony Froudes Oceana (1886), das dem eignen Volke ein förmliches Sündenregister aufrollt.

In der nichtenglischen germanischen Welt sind diese holländisch-englischen Mißverständnisse immer mit tiefer Teilnahme verfolgt worden. Man ahnte etwas bedeutenderes in den Zusammenstößen der Niederdeutschen mit den Kelto-Angelsachsen. In der Zahl von höchstens 200000 Buren, die man zwischen dem Kap und dem Limpopo zählt, konnte kein Grund liegen, auch selbst dem Verlauf der Kämpfe an der Transvaalgrenze 1881 soviel Beachtung zu schenken. Aber hier messen die Vertreter der zwei größten germanischen Familien ihre Kräfte auf kolonisiertem Gebiet. Wer möchte es für unmöglich erklären, daß sich diese Wettkämpfe in größerem Raume wiederholten? Es ist nicht bloß interessant, es ist nützlich, zu sehen, wie sich der einzige deutsche Stamm bewährt hat, der berufen wurde, an der großen Arbeit der Gewinnung der außereuropäischen Erdteile für die Kultur selbständig teilzunehmen. Er hat tatsächlich eine gesündere Politik und Wirtschaft in Südafrika gemacht als die Engländer, und nur eins, aber etwas Großes hat ihm gefehlt: der Anschluß an eine große Macht, der den Blick für die großen Aussichten und Gefahren der südafrikanischen Entfaltung geöffnet und die Einseitigkeit und den trägen Gang einer binnenländisch-bauernhaften Entwicklung nicht zugelassen hätte. Ohne Deutschlands Verfall, dessen tiefster Punkt unglücklicherweise mit dem Beginn der holländischen Kolonisation in Südafrika um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zusammentrifft, wäre dieser Anschluß von selbst gekommen. Haben doch zahlreiche einzelne deutsche Auswanderer, Missionare, Soldaten, Gelehrte, dieses holländische Afrika ausbauen helfen. Es will uns auch heute nicht in den Sinn, die Notwendigkeit des Cecil Rhodes'schen Grund-

sages zuzugeben, daß die Zukunft des Einflusses der Holländer in Südafrika in der Englands aufgehen müsse. Wir mögen den richtigen Augenblick verpaßt haben; aber wir haben doch Fuß gefaßt in Südafrika, und aus den bloßen Sympathien, die in den ersten achtziger Jahren dem Präsidenten Krüger einen so warmen Empfang in Berlin verschafften, ist seitdem eine selbstverständliche Interessengemeinschaft geworden.

Als Besitzer von Südwestafrika, einer Kolonie, die anderthalbmal so groß als Deutschland und viel reicher an Hilfsquellen ist, als man allgemein glaubt, und die einst tausenden von deutschen Auswandern eine Heimat bieten wird, haben auch wir Deutschen uns jeder Hemmung und Störung durch England zu versehen und müssen uns klar machen, daß jeder Schritt, den England an unsrer Grenze und in den Burenrepubliken thut, immer mit dem Hintergedanken gemacht wird, daß Südafrika englisch werden müsse. Kaum hatte neulich der Transvaalpräsident Krüger ein paar freundliche Worte über Deutschland am Geburtstag unsers Kaisers gesagt, als ein früherer Kollege von Rhodes, Herr Merriman, in einer politischen Rede in Craddock sich gemüßigt sah, zu verkünden, daß trotz aller innern Zwiste die Südafrikaner sehr bald ein einzig Volk von Brüdern sein würden. „Wir können unsre Zwistigkeiten selbst ordnen. Wir haben nichts gegen die Ausländer, wenn aber Frankreich oder Deutschland die Absicht bekunden sollten, sich in unsre Händel zu mischen, so gewinnt die Sache ein andres Ansehen.“ Eine auswärtige Macht in die Zwistigkeiten der Buren und Engländer hineinziehen zu wollen, sei frevelhaft. Deutschland ist aber in Südafrika gar keine auswärtige Macht, es beherrscht dieselben Hottentotten, Buschmänner und Neger im Westen wie die Kapkolonie im Osten und ist schon durch die geographische Lage seines Gebiets zwischen englischem und portugiesischem ein natürlicher Verbündeter der Buren, die wir, trotz amtlich-ängstlicher Bedenken, gern in größerer Zahl auf unserm Boden sich ansiedeln sehen möchten.

Die Engländer behandeln mit bewußter Geringschätzung die Portugiesen in Südafrika als eine Größe, mit der man nicht zu rechnen braucht. Aber die portugiesischen Gebiete umfassen von der Delagoabai bis zur Grenze Deutsch-Ostafrikas auf einem Raum, der fast der doppelte Deutschlands ist, so bedeutende Punkte wie die Delagoabai, die Mündungen des Limpopo, Sambesi und Rovuma und gehen landeinwärts bis zum Nyassasee und keilförmig in das englische Sambesigebiet hinein. Es sind fruchtbare und zum Teil goldreiche Stufenländer mit gesunden Höhenlandschaften. Politisch sind sie das Bindeglied zwischen Deutsch-Ostafrika und den Burenstaaten, und in Deutschland erkennt man diesen Wert. Wir sind die natürlichen Freunde und Beschützer der Portugiesen wie der Buren in Süd- und Ostafrika.

Der Gegensatz zwischen den beiden germanischen Völkern in Südafrika erhält aber noch mehr Schärfe, als ihm kraft seiner Entwicklung eigen ist,

aus dem dunkeln Hintergrund einer überwältigenden Masse von Neger, Hottentotten und Mischlingen heraus, die ungefähr drei Viertel der ganzen Bevölkerung bilden. Hier liegt die zweite Schwierigkeit der südafrikanischen Politik, die immer größer werden und diesen germanischen Bruderzwist immer weiter zurückdrängen und die weder die Politik des Schlichts noch des Faustschlags beseitigen wird. In Nordamerika und Australien ist es gelungen, die Ureinwohner und Urbesitzer des Landes sachte verschwinden zu lassen. Hinter dem allerdings immer durchsichtiger gewordenen Vorhange von menschenfreundlichen Phrasen, Missions-thätigkeit und amtlicher Aufsicht sind die Indianer, Australier, Tasmanier und Maori überall dort zurückgegangen, wo man sie nicht brauchen kann, vom Meer ins Innere, von den Ebenen in die Berge, vom fruchtbaren Land in die Wüste, oft unter blutigen Kämpfen, meist begleitet und geleitet von Verträgen, die sie in ihrer Unwissenheit abgeschlossen haben, ohne zu wissen, was darin stand. Es wäre aber dem Branntwein und der Syphilis, der Überredung und der Gewalt nicht in dem Maße gelungen, wie auf Tasmanien, wo sie ganz, oder auf der Sübinsel Neuseelands, wo sie bis auf kümmerliche Reste verschwunden sind, wenn nicht in der Rasse, der diese Völker angehören — Mongolenverwandte sind sie alle —, eine innere Schwäche läge, die sie zu tausenden in Influenzaepidemien hinsterven ließ, und die sie auch seelisch herabstimmt und ihre Willens- und Widerstandskraft lähmt. Das ist der Zug von Melancholie in der Physiognomie der Rothhaut, von dem seit langem geredet wird. *) Welche weltgeschichtliche Bedeutung er hat, lernt man erst in Afrika durch den Gegensatz des Neger, der nicht verschwindet, der sich unverwüßlich heiter durch Trunk, Laster und Elend hindurchschlägt, den Weißen ruhig über sich herrschen läßt und sich in allen Wechselfällen unaufhörlich weiter vermehrt. In einem neuern Bericht über das Schiregebiet zwischen dem Nyassasee und dem Sambesi wird mitgeteilt, daß sich die neu eingewanderten Neger, die sich vor den Sklavenräubern zurückgezogen hatten, unter dem britischen Schutz in wenigen Jahren verzehnfacht hätten. Man kann gegenwärtig gegen sechs Millionen Menschen in dem großen Dreieck südlich vom Sambesi annehmen, von denen nur etwa der zwölfte Teil Weiße sind. In der Kapkolonie, die die stärkste und älteste weiße Bevölkerung hat, standen 1891 377 000 Weißen 848 000 Neger und 301 000 andre Farbige gegenüber, von der Gesamtbevölkerung der Südafrikanischen Republik, die 1890 auf 679 000 geschätzt wurde, waren 18 Prozent Weiße, von der auf 208 000 angegebenen des Oranjesfreistaats 40 Prozent, wobei ein auffallend starkes Wachstum der Farbigen hier wie für die Kapkolonie angegeben wird. In Natal zählte man 1891 43 000 Weiße, 33 000 asiatische Kuli und 459 000 Neger.

*) Erst dieser Tage meldeten die kanadischen Blätter den Abschluß der Zählung im kanadischen Nordwestterritorium, wo zwar durch die Einwanderung der Weißen die Bevölkerung seit 1891 um etwa 20 000 gestiegen, die indianische aber zugleich um 8 Prozent zurückgegangen sei.

In neuerworbenen Gebieten endlich verschwindet die weiße Bevölkerung gar in der farbigen, wie denn im Sulu-Lande 1889 auf 139000 Neger 527 Weiße gezählt oder geschätzt wurden.

Ungeachtet solcher Zahlen, die durch die immer klarer erkannte starke natürliche Vermehrung der Neger erst ihre rechte Bedeutung erhalten, erscheint die englische Politik der Begünstigung der Eingebornen, die so lange gegen die Buren durchgeführt wurde, ohne aber die fast regelmäßig wiederkehrenden blutigen Kaffern-, Sulu- und Basutokriege überflüssig zu machen, in einem seltsamen Lichte. Es kommt die Zeit, wo sie aufgegeben werden muß. Diese Zeit ist um so sicherer zu erwarten, als die Mission eine viel weniger tiefgehende Besserung der Lebenslage und der Grundsätze dieser Leute herbeigeführt hat, als man einst glaubte. Die Mehrheit hängt dem alten heidnischen Aberglauben an, arbeitet ungern und trägt immer mehr zur Entstehung eines lästigen, oft schon recht frechen Proletariats bei, das mit der Zeit gefährlich werden kann. In Südafrika, wo die Weißen mitten in der überquellenden Masse der Neger wohnen, sieht man die Dinge längst anders an als in London. Dort glaubt man nicht an die Wirksamkeit so kleiner Mittelchen, wie der Anregung der Kaffern zur Arbeit durch Erleichterung der Verwandlung des Stammes in Einzelbesitz (Gesetz der Kapkolonie von 1894 — also Rückschritt vom Kommunismus!), dort sieht man nicht die politische Gleichberechtigung in der Ferne auftauchen, sondern legt vielmehr (Wahlgesetz von Natal 1894) sogar den Indern und Chinesen Schwierigkeiten bei der Ausübung des Wahlrechts in den Weg. Man nähert sich unmerklich, gesteht aber gerade das nicht gern ein, der gesündern und im Grunde menschlicheren Auffassung der Holländer, die den Farbigen die dienende Stelle unter den Weißen anwiesen, dabei aber für ihre religiöse Erziehung und Gesittung sorgten. Heute noch leugnet das Kapministerium mit Entrüstung, daß es dem Betschuanenhäuptling Rhama den Branntwein aufzwinge, dessen Einfuhr er, ein alter Freund der Missionare, verboten hat. Jeder weiß aber, daß bei den niedrigen Zöllen der Kapkolonie der Branntwein ein Haupt handelsartikel im Innern ist, den auch in Rhamas Land die wandernden Händler unter dem Schutze der Beamten einführen. Die Greuel des Matabelekrieges sind nach Erhebungen durch den Governor der Kapkolonie, der sie geduldet hatte, als nicht vorgekommen bezeichnet worden. Als gleich nach der Nachricht von Lobengulas Tod (Februar 1894), der neuerdings wieder angezweifelt wird, auch schon die Vorbereitungen zur Organisation des Matabelelandes getroffen wurden, die Cecil Rhodes so beeilte, daß sie praktisch ins Werk gesetzt waren, ehe sie die Zustimmung der Reichsregierung gefunden hatten, hieß es in allen Berichten, die Rechte der Eingebornen seien reichlich gesichert. Wer aber die Verhandlungen gelesen hat, die im englischen Parlament hauptsächlich auf Anregung Labouchères über die Anfänge des Matabelekrieges geführt worden sind, und über die gemeine, wortbrüchige Grausamkeit seiner

Führung, der weiß, was diese Phrasen bedeuten. Cecil Rhodes und der Administrator Jameson, gegen die sich die Anklagen gerichtet hatten, haben sich durch ihre eigne Aussage entlastet, d. h. sie haben geleugnet, was im Parlament gegen sie vorgebracht worden ist, und die öffentliche Meinung, sonst feile Dirne, jetzt Richterin, hat sie freigesprochen, d. h. man hat die unangenehmen Dinge beiseite geschoben. Auch wir brauchen nicht weiter dabei zu verweilen. Die Grenzboten haben in den Aufsätzen „Die Maske ab“ (1894 II, S. 337) und „Nochmals die englische Heuchelei“ (III, S. 472) die Angelegenheit eingehend besprochen. Rhodes, der neben vielen unsympathischen Eigenschaften die sympathische hat, keinen Orden anzunehmen, wurde Member of her Majesty's Privy Council, und Jameson bekam den Bathorden. Jetzt, wo die armenischen Greuel zu ganz durchsichtig politischen Zwecken von englischen Staatsmännern ausgebeutet werden, muß die Auszeichnung der Urheber der Matabelegreuel besonders betont werden.

Von welchen Grundjagen auch die Eingebornenpolitik in Südafrika geleitet sein mag, darüber, daß die jetzige Greater-Britain-Politik mit ihrem rücksichtslosen Vordrängen dort notwendig auf einen Rassenkampf hinsteuert, kann keiner von ihren Förderern im Zweifel sein. Die traditionelle Politik freundschaftlicher Beziehungen zu den Eingebornen ist nicht vereinbar mit der Wegnahme ihres Bodens und der Einführung von Tausenden von zuchtlosen Minenarbeitern. Humanität und englische Kolonisationsmethode gehen eben nur in Worten zusammen.

Die Britisch-Südafrikanische Gesellschaft giebt als ihren Ruhmestitel an, daß sie ein Land „so groß wie Mitteleuropa“ für England gewonnen habe. Für sich hat sie zugleich den Landverkauf und die Minenrechte nicht bloß in diesem Gebiet, sondern auch im nördlichen Betschuanenland (Rhamaaland) und in einem kleinen Teil von Nyassaland gesichert. Das entspricht einem der geflügelten Worte von Rhodes: Die Engländer sind praktisch, sie lieben die Expansion, aber in Verbindung mit dem Geschäft. Es liegt aber doch etwas bedenkliches in dieser sehr engen Verbindung von Politik und Geschäft, die den leitenden Minister einer wichtigen Kolonie zugleich zum Gründer und Vorstand einer auf Expansion und Geschäft bedachten Gesellschaft macht. Als dem Aufruf zum Matabelefeldzug auch zugleich die Versprechungen von Landanteilen beigelegt waren, empfanden altmodische Politiker diese Verbindung als recht unbehaglich. In der großen, begeisterten Generalversammlung der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft, die im Februar d. J. in London gehalten wurde, pries Rhodes wie ein Landagent sein Rhodessia an, dessen Boden ein Paradies für Bauern sei, noch wichtiger aber durch seine Mineralization: „Für Ihre zwei Millionen Pfund haben Sie alles Gold zwischen Maseking und dem Tanganyika.“ Auf Rhodes Empfehlung ist im verfloffenen März derselbe Hercules Robinson zum Gouverneur der Kapkolonie und High Com-

missioner für Südafrika ernannt worden, der 1884 das Übereinkommen mit Transvaal fertig gebracht und seitdem eine große Rolle als Teilnehmer in allen möglichen südafrikanischen Finanzgeschäften gespielt hat. Es ist die Besiegung des gegenwärtigen Zustandes, wo Rhodes mit den Geldmännern der übermächtigen De Beers Compagnie und der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft die innere und äußere Politik Südafrikas macht, die, wie selbst die Times gesteht, aus sicherer Entfernung etwas Großartiges hat, in der Nähe aber sehr gefährlich aussieht. Sie öffnet der Korruption alle Pforten und opfert das angeblich heiß ersehnte Wohlergehen der Eingebornen der skrupellosen Geldmacherei.

Wir wollen uns nicht verhehlen, daß auch für die beiden südafrikanischen Freistaaten darin eine große Gefahr liegt; ihre Stärke war einst die puritanische Einfachheit. Heute liefert Südafrika ein Fünftel der Goldausbeute der Erde, seine Goldgewinnung hat sich in den letzten sieben Jahren versiebenfacht. Über die Häfen der südafrikanischen Zollvereinigung wurden 1894 für 140 Millionen Mark Gold, 63 Millionen Diamanten und 63 Millionen anderer Produkte ausgeführt. Transvaal ist das goldreichste unter den jetzt bearbeiteten Gebieten. Die Minen von Witwatersrand, die noch nicht neun Jahre aufgeschlossen sind, haben bereits für eine halbe Milliarde Mark Gold geliefert. Neun Zehnteile der gegenwärtig auf 150 Millionen Mark im Jahre geschätzten südafrikanischen Goldproduktion stammen von dort. Hoffentlich wird dieser Goldsegen vor allem die wirtschaftliche Selbständigkeit der beiden Freistaaten immer mehr stärken. Es ist um so dringender zu wünschen, als auch hier das Gold schon zersetzend zu wirken und den Segen der alten Einfachheit des Kolonistenlebens zu vereiteln beginnt. Es ist nicht sehr hoffnungsvoll, daß sich der Präsident, die Vertreter und die Beamten der Republik Gehalte außer Verhältnis zu der allgemeinen wirtschaftlichen Lage und den alten Lebensgewohnheiten zugelegt haben. Die überwiegende Menge des Kapitals und der geschulten Arbeitskräfte auf den Transvaalgoldfeldern ist aber englisch.

Das englische System, durch eine große, weitschauende Verkehrspolitik die Fäden politischer Netze in aller Stille zu spinnen und zu knüpfen, ist von den Buren unter der vorsichtigen Leitung Krügers früh erkannt und bekämpft worden. Sie haben sich bis aufs äußerste gegen die Hereinführung der Linien vom Kap und besonders von Natal her gewehrt, die Transvaal dem englischen System anschließen sollten, dagegen den Bau der Delagoabahn mit allen Mitteln gefördert, da hier ein über den schmalen portugiesischen Streifen führender, dem englischen Einfluß entzogener Weg zum Meere gegeben war. Erst als diese Linie gesichert war, die durch die einst chronische, übrigens wieder echt bauernhafte Geldnot im Burenland leider sehr verzögert worden war, deren portugiesischen Anteil sie aber jetzt mit ihrem neuen Golde kaufen wollen, durften auch die Engländer ihre längst bis zur Transvaalgrenze gebaute Linie

bis Johannisburg fortsetzen, das in erstaunlich kurzer Zeit schon 1893 erreicht worden ist. Man weiß, wie lange die zähen Bemühungen Englands dauern, die Delagoabai zu gewinnen, deren Bedeutung ja auch Deutschland durch die Ausdehnung der Fahrten der subventionirten Dampfer bis dahin und die Schaffung eines Vizekonsulats in Lourenço Marquez anerkannt hat. Seitdem es aber England gelungen ist, durch die raschen Vorstöße gegen die Matabele und die Entwicklung des Sambesilandes die Südafrikanische Republik von Norden und Osten her zu umfassen und sich durch den im Mai 1891 Portugal abgezwungenen Vertrag den freien Zugang von der Küste nach Maschonaland zu sichern, hat diese schöne Bucht viel von ihrem politischen Wert verloren, und die dieses Jahr bevorstehende Eröffnung der Delagoabahn ist nicht mehr das wichtige Ereignis, das sie gewesen wäre, wenn statt der Engländer die Buren vom Limpopo an den Sambesi vorgedrungen wären, oder wenn sich Deutschland von der Südwestküste Afrikas nach dem Innern ausgebreitet hätte, ehe es England gelungen war, den breiten Streifen seines Betschuanenprotektorats zwischen Deutsche und Buren zu legen. Die finanzielle Ohnmacht Portugals wird England, wenn man es gewähren läßt, auch zum Besitzer der aus seinen binnenländischen Besitzungen am Sambesi und Nyassa zum Meere führenden Wege machen, die dadurch die schwache Souveränität Portugals in diesem wertvollen Gebiet einfach zerschneiden werden.

Der zweite Trumpf in dieser Politik, die die Herrschaft durch wirtschaftliche Mittel fachte gewinnt, ist der Zollverein. Dr. Jameson nannte in einem Vortrag in London, dem der Prinz von Wales beiwohnte, am 28. Januar 1895 das künftige British-Südafrika ein Verkehrsgebiet „fast so groß wie Europa,“ d. h. wenn die Angliederung des Oranjesfreistaats und der Südafrikanischen Republik erreicht sein werde, die er voreilig als bevorstehend bezeichnete. Für den südafrikanischen Zollverein, sagte er, ist die Kapkolonie und der Oranjesfreistaat, sowie die 50 000 Einwanderer vom Kap und aus England in Transvaal; gegen ihn sind entschieden die 15 000 Buren (? 24 000 Wehrpflichtige sind 1892 gezählt worden) der Südafrikanischen Republik, und gleichgiltig ist Natal. Nach unsrer Kenntnis ist der Oranjesfreistaat nicht so sicher, nur in der Südhälfte ist er an das englische Verkehrsgebiet gebunden. Die Südafrikanische Republik aber, die im Begriff ist, sich den freien Weg zum Meere zu bahnen, den sie sich hoffentlich noch verbreitern wird, dürfte um so weniger geneigt sein, sich dieser Vereinigung anzuschließen, als diese ausgesprochen „imperialistische“ Ziele verfolgt. Getreu seiner Politik, in England die Großbriten für sich zu interessieren und in Afrika mit den Sonderbestrebungen zu liebäugeln und aus beiden Quellen Macht und Einfluß zu ziehen, hat Rhodes den Plan entworfen, den Finanztarif der Kapkolonie und ihrer Neben-

*) Der Oranjesfreistaat hat am 15. Juni d. J. zunächst nur beschlossen, eine vorberatende Zollkonferenz zu beschicken.

länder in freihändlerischem Sinne zu entwickeln. Es sollte der Anfang einer Bewegung sein, den Freihandel zu „einem Grundgesetz des britischen Reichs“ zu machen. Deswegen hatte er schon bei den Verhandlungen zwischen dem Reiche und der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft eine Klausel angeboten, daß in dem neuen Gebiet englische Waren nie einen höhern Zoll sollten zahlen müssen als in dem jetzigen südafrikanischen Zollverein. Im Kap-Parlament erklärte er das damit, es sei doch vollständig sicher, daß sich die Kolonien und Staaten südlich vom Sambesi vereinigen würden, und mit diesem Angebot habe er die Zusicherung geben wollen, daß das vereinigte Südafrika bereit sei, diese Zollvergünstigung für englische Waren für immer zu garantieren. Die Reichsregierung lehnte aber die großmütige Klausel ab. Ebenso der jetzt verstorbene kanadische Premierminister Sir John Thompson, dem Rhodes vorschlug, die Kapkolonie und Kanada sollten sich die freie Einfuhr bestimmter Artikel gegenseitig zusichern. In beiden Fällen würde ein für die internationalen Beziehungen des englischen Reichs verhängnisvoller Schritt geschehen sein, dessen Folgen englische Staatsmänner mit der äußersten Vorsicht zu erwägen haben. Der Zollabschluß der ungeheuern Gebiete des englischen Weltreichs gegen alle nichtenglischen Länder der Erde wäre nach unsrer Überzeugung der Nagel zum Sarge dieses Reiches.

Man kann nun nicht wissen, ob der Minister der Kapkolonie solche und ähnliche Pläne selbst ernsthaft nimmt. Rhodes gehört zu jenen schwer zu beurteilenden englischen Staatsmännern, die donquichotisch schillern. Es könnte sein, daß er sich so imperialistisch geberdet, bloß um Kapital und Auswanderer heranzuziehen. Seine häufigen und zur Übertreibung neigenden Reden, die Sicherheit seiner Überzeugungen, die an fixe Ideen streift in allem, was Imperialismus betrifft, besonders aber der oft wiederholte Grundsatz seiner Politik: „Freihandel mit dem Reich, mit dem Vorbehalt, gegen fremde Länder so zu handeln, wie die Umstände gebieten,“ — müssen einem englischen, aber auch einem kanadischen oder australischen Realpolitiker thöricht vorkommen. Aber Deutschland muß den Mann einstweilen ernst nehmen; er hat Einfluß, Geld und Thatkraft. Es muß aber auch nie den Maßstab vergessen, mit dem hier zu messen ist. Die weiße Bevölkerung, auf die allein diese großsprecherische Imperial Policy sich stützen kann, war 1891 etwa der des Großherzogtums Oldenburg zu vergleichen, und alle Gold- und Diamantensunde und die amtliche und private Anpreisung des Ackerbodens von Rhodesia hatten die Zahl der englischen Auswanderer nach allen Teilen Südafrikas 1894 doch erst auf 13000, d. h. den achten Teil der nach den Vereinigten Staaten auswandernden gehoben. Bewahrheitet sich die Vorhersage, daß die Ansiedlung weißer Landbauer in Rhodesia bis etwa hundert englische Meilen an den Sambesi möglich sei, daß sich also das „afrikanische Australien“ so weit ausbreiten könne, dann hat es mit der Anfüllung dieser Gebiete mit englischen Auswanderern

gute Wege. Für Deutschland eröffnen sich, wenn es auch nur einen Teil seiner Auswanderung und seines Kapitals nach Transvaal und den Nachbargebieten leitete, um so günstigere Aussichten. Nur muß man die Angelegenheit nicht rein politisch anfassen, wie ein Teil unsrer Zeitungen geneigt ist. Die Vorderseite dieses Problems ist überhaupt wirtschaftlich, und wirtschaftlich ist es anzufassen. Warum haben unsre Landsleute die Ausbeutung der Goldlager des Transvaal fast ganz in englische Hände fallen lassen? Warum sind sie nicht in größerer Zahl schon früher eingewandert? Mit durchschnittlich 390 Auswanderern, wie sie aus Deutschland in dem Jahrzehnt 1884/93 nach Afrika gingen, kann auch die geschickteste Politik nichts anfangen. Ob nicht die beiden Regierungen, die deutsche und die der Südafrikanischen Republik etwas hätten thun können, diese Zahl zu erhöhen? Es war möglich, und es ist noch möglich. Aber wir berühren hier den wunden Punkt der Bismarckschen Kolonialpolitik, die für den notwendigen Zusammenhang der Kolonial- und Auswanderungsfrage keinen Sinn hatte, und wir können nur sagen, daß wir besseres von der nächsten Zukunft erwarten. Das Staatsvermögen der Republik, besteht aus großenteils noch unvermessenen Staatsländereien im Betrage von etwa 25 Millionen Kap Morgen. Warum kolonisiert man diesen herrlichen Raum nicht planmäßig? Früher hat man ihn deutschen Einwanderern nicht gönnen wollen, vielleicht sieht man ein, daß es keinen bessern Schutz gegen die Überschwemmung mit englischen Goldgräbern geben könnte, als eine handfeste, stammverwandte Bauernbevölkerung.

Die nächste Zukunft der Beziehungen zwischen dem Burenfreistaat und dem überwältigend groß gewordenen englischen Südafrika steht noch unter dem Einfluß der Expansion in den letzten zehn Jahren, deren Ausläufer die Swasiland- und Tongalandfrage sind. In den Verträgen von 1881 und 1884 mit der Südafrikanischen Republik hatte sich England das Schutzrecht über eine Anzahl von kleinen Häuptlingen Betschuanas westlich vom Transvaalgebiet vorbehalten. Als die Buren in diese Gebiete, sei es mit Recht oder mit Unrecht, vordrangen und in Stellaland einen vergänglichen Ableger ihrer Republik gründeten, entsandte England einen Offizier mit kleiner Truppenmacht, den General Charles Warren, der die Gebiete für England in Anspruch nahm. Das war der erste Schritt zur Ausbreitung nach Norden, dem nun, als sich Deutschland in Südwestafrika festgesetzt hatte, weitere folgten: das Protektorat über Betschuanaland und die östliche Kalahari 1885 und die Schaffung der Kronkolonie Betschuanaland südlich vom Molopofluß, 1888 das Vorrücken bis zum Sambesi, 1889 die Erteilung eines Charter an die Britische Südafrikanische Gesellschaft, die nun alles weitere übernahm und durchführte. Durch den Matabelekrieg, dessen Rechnung wie die eines andern Geschäfts mit 2,2 Millionen Mark der vierten Jahresversammlung der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft vorgelegt und sehr mäßig befunden wurde, ist der

englische Besitz in Südafrika so gewachsen, daß er nun auch im Norden die Burengebiete umringt und nur noch kleine Ländchen zwischen ihnen und der Küste freiläßt, von denen das eine, das Swasiland (etwa von der Größe Württembergs), den Buren durch Landerwerb ohnehin schon gehörte, als nach langen Verhandlungen die Südafrikanische Republik es jüngst übernahm. Das Übereinkommen wegen dieses Swasilandes zwischen der Südafrikanischen Republik und England enthält die oben erwähnte Klausel über Eisenbahnen, bestimmt die Gleichberechtigung der englischen und der holländischen Sprache und die Erteilung des Stimmrechts an alle Weißen des Swasilandes und verbietet die Erhebung höherer Zölle, als sie in der Südafrikanischen Republik oder im Kapzollverein erhoben werden, sowie den Verkauf geistiger Getränke an die Schwarzen. Daß sich die Leute in Pretoria zu diesen Einräumungen herbeigelassen haben, bezeichnet zur Genüge die Schwierigkeit der Lage der Burenrepubliken. Übrigens ist die Übernahme durch die Transvaalregierung durch zwei Offiziere mit kleiner Eskorte geschehen, ganz friedlich und ohne das in den englischen Blättern fast aufreizend verkündete Blutvergießen. Etwas anders ist es mit dem meisten östlich an der Küste gelegnen Tongaland, dem letzten Rest des 1887 von England annektirten Sulu-landes. Dies war in der ersten Jugendzeit unsrer Kolonialpolitik auch dem deutschen Reiche angeboten, aber kurzfristig abgelehnt worden, obwohl es mindestens als Äquivalent gegen die Walfischbai und ähnliches vorübergehenden Wert hätte haben können. Vorüber! 1891 fiel durch den englisch-portugiesischen Vertrag auch dieser Küstenstrich in das englische Einflußgebiet. Aber die Buren haben sich, ebenso wie im Swasilande, dort Rechte gesichert, die 1890 von England bedingt anerkannt worden sind. Daher nun die kräftigen Proteste diesmal auch vonseiten des lange passiv gewesenenen Oranjesfreistaats gegen die Annexion von Tongaland, durch dessen Gebiet der Südafrikanischen Republik drei Landstreifen in dem ersten Swasilandvertrage von 1890 zuerkannt worden waren, zwei für Eisenbahnlinien zur Küste, einer zur Schifffahrt auf dem Bongo. Allerdings hat dieser Vertrag an die Überlassung verschiedne Bedingungen geknüpft, vorzüglich die Zollvereinigung der Südafrikanischen Republik mit den englischen Kolonien in Südafrika. An diesen Vertrag mochte Lord Salisbury denken, als er letzten Winter im Oberhause die lehrreichen Worte sprach: „Selbst die Regierung von Transvaal, so feindlich sie uns gesinnt war, findet allmählich den Druck der Thätigkeit der Engländer rings umher so stark, daß sie langsam nachgiebt, und wir zweifeln nicht, daß durch freundliche und friedliche, wenn auch unwiderstehliche Mittel Transvaal gezwungen werden wird, sich der Konföderation anzuschließen, die eigentlich schon fertig ist.“

Angefihts der thatsächlichen Schwierigkeiten, die das englische Weltreich umgeben, macht es den Eindruck einer krampfhaften Begeisterung, die sich selbst

Mut einspricht, wenn der große Aufschwung des Reichsgebaukens in Südafrika mit den dunkeln Tagen verglichen wird, wo Little England an der Tagesordnung war. Ein Aufschwung ist nicht zu leugnen, aber doch nur hervorgebracht durch das Auftreten neuer Wettbewerber um Kolonien und durch stärkere Widerstände, wie sie sonst nicht zu überwinden waren. Mit wie wenig begnügt sich diese patriotische Begeisterung! Ein Salisbury spricht im Parlament von den glänzenden Erfolgen des leitenden Ministers der Kapkolonie, und die Times meint, kein Ereignis in der neuern Geschichte Englands habe mehr dazu beigetragen, in den Massen der Engländer the old Imperial spirit zu wecken, als die erstaunlichen Erfolge von Rhodes und Genossen in Südafrika. Auf der Internationalen Konferenz im Sommer 1894 in Ottawa, wo übrigens Natal nicht vertreten war, rief die Schilderung dieser Errungenschaften den lautesten Beifall hervor. Es herrschte eine wahrhaft begeisterte Stimmung darüber. Worüber? Es sind doch von England schon andre, größere, bessere Gebiete gewonnen worden, ohne daß soviel Lärm geschlagen wurde. Das Geheimnis liegt in der Eigentümlichkeit des südafrikanischen Problems, unauflöslich verknüpft zu sein mit der Stellung der Burenfreistaaten, Deutschlands und Portugals in Afrika und zur englischen Reichspolitik. Die dort erreichten Erfolge werden als Kraftproben angesehen, deren Wert um so höher angeschlagen wird, als sie auf einem Boden angesetzt worden sind, der schwere Niederlagen der englischen Politik gesehen hat.

Nun wohl, auch für uns ist hier Gelegenheit, Kraftproben abzulegen. Für uns bedeuten diese Burengebiete mit dem dazu gehörigen Küstenlande, ein mit Deutschland an Größe vergleichbarer Raum, sehr viel, eine letzte große Möglichkeit. Ihr Aufgehen in dem englischen Kolonialreich wäre die Verlegung des letzten Weges zu einer politisch selbständigen deutschen Ackerbaukolonie in einem Lande gemäßigten Klimas. Wird uns England diesen Weg verlegen? Wenn Deutschland Ernst zeigt, nie!



Das Kapital von Karl Marx



er Dogmatiker der deutschen Sozialdemokratie ist am 7. März 1883 gestorben. Nach seinem Tode veranstaltete sein Freund Friedrich Engels zwei neue Ausgaben des ersten Buches des „Kapitals“ und arbeitete dann nach dem undruckfertig hinterlassenen Handschriftenmaterial das zweite und dritte Buch aus; das zweite ist 1885, das dritte im vorigen Jahre erschienen. Das epochemachende Werk liegt also jetzt vollendet vor, und ein abschließendes Urteil